

Hartmut Winkler

Ähnlich – inwiefern?

Eine Überlegung zu den Merkmalen, an denen Ähnlichkeit sich bemisst.

1. Intro

Beobachtet man, dass zwei Dinge einander ähnlich sind, ist man gezwungen zu unterscheiden: In bestimmter Hinsicht werden sich die Dinge gleichen, in anderer Hinsicht sind und bleiben sie different.¹ Dies bedeutet, dass wir die Dinge in Aspekte zerlegen.

Unsere Beobachtung bleibt nicht bei den Dingen selbst, sondern wechselt quasi auf eine zweite Ebene, auf der nicht mehr die Dinge, sondern deren *Eigenschaften oder Merkmale* im Mittelpunkt stehen. In gewisser Weise spalten wir die Dinge auf. Hieraus entsteht die Frage, welchen Status die Dinge und welchen Status die Eigenschaften oder Merkmale haben. Sind die Dinge selbst schlicht gegeben? Sind ihre Eigenschaften *sekundär*? (Sobald man von einer ‚zweiten Ebene‘ spricht, wäre dies unterstellt). Vor allem die Philosophie, die Sprachtheorie und die Linguistik haben sich mit diesen Fragen immer wieder beschäftigt.

Im Folgenden wird es deshalb vorrangig um die Sprache gehen; dann aber möchte ich die Frage erweitern und auch andere Medien diskutieren. Mein Ziel ist, das Problem der Ähnlichkeit fest im Blick zu behalten und alle Überlegungen auf Ähnlichkeit zurückzubeziehen; dies ist wichtig, weil sich dies nicht bei allen Theorien, die ich ansprechen werde, selbstverständlich ergibt.

2. Zweifel an der Grundannahme - Eine Vorüberlegung

Zunächst allerdings erscheint es mir sinnvoll, noch einmal vor meine Ausgangsthese zurückzugehen. Denn ist es überhaupt richtig, dass wir, konfrontiert mit der Ähnlichkeit, immer nach Merkmalen fragen? Ist es nicht z. B. gerade für Bilder typisch, dass man Ähnlichkeit hier im Ganzen, und das heißt eher spontan und intuitiv feststellen wird? Gleicht man, wenn man sagt, dass zwei Bilder sich ähneln, tatsächlich Merkmale ab?

Der Einwand scheint mir berechtigt. Und Dorothee Kimmich hat das Argument als kennzeichnend für die Ähnlichkeit insgesamt stark gemacht.² Sie referiert eine lange Kette von Autoren, die die Ähnlichkeit generell für nicht theoriefähig halten; für zu vage, kaum plausibel zu definieren, oder aber für zu breit, insofern Ähnlichkeit zu viele Gegenstände umfasst.

Und dies betrifft auch die Frage nach den ‚Merkmalen‘ unmittelbar. So spielt Goodman die Annahme, man könne Ähnlichkeit an Merkmalen festmachen, in mehreren Varianten durch,³

¹ Ähnlichkeit ist ein Zwischenreich, das Identität und Differenz miteinander verbindet; diese innere Spannung gehört zu ihrer Definition (vgl. //).

² Kimmich, Dorothee: *Ins Ungefähre. Ähnlichkeit und Moderne*. Konstanz: UP 2017.

³ Goodman, Nelson: *Seven Strictures on Similarity*. In: ders.: *Problems and Projects*. Indianapolis/NY: Bobbs-Merrill 1972, S. 437-447 (EV. 1970); hier: S. 443-445.

um sie dann zu verwerfen und – „Circumstances alter similarities.“⁴ – die Kontextabhängigkeit von Ähnlichkeitsurteilen zu betonen. Hahn/Ramscar referieren:

„[A]ny two things can be as similar or dissimilar as you like, *depending on the respects in which their similarities or dissimilarities are described*. [...] Unless we specify the respects in which things are said to be similar, the act of saying that they are similar is an empty statement.“⁵

Eleanor Rosch schlug vor, von ‚common criterial attributes‘ (also Merkmalen) zu den ‚Familienähnlichkeiten‘ Wittgensteins überzugehen,⁶ einem Konzept, das Wittgenstein explizit gegen eine mechanistische Auffassung von Ähnlichkeit setzt.⁷ Oder aber zu ‚Prototypen‘, die Gruppen statt über Merkmale über besonders typische Beispiele beschreiben:

“Nicht eine gemeinsame Eigenschaft oder ein Bündel von Merkmalen ist ausschlaggebend [für Ähnlichkeit und] für die Zusammenfassung verschiedener Elemente zu einer Klasse, sondern ein Kandidat, [ein Prototyp,] der eine bestimmte Klasse am besten vertritt“.⁸

All diese Ansätze gibt es nur, weil es tiefgreifende Zweifel gibt, ob man Ähnlichkeit tatsächlich – mehr oder minder mechanisch (?) – an ‚Merkmalen‘ festmachen kann, und einige Schwierigkeiten, wenn es gilt, die Merkmale im konkreten Fall zu benennen. Lässt man die Merkmale fallen allerdings verändert sich das Konzept von ‚Ähnlichkeit‘ in der Substanz; es wird ‚weicher‘, und stärker an das urteilende Subjekt und an dessen Intuitionen gebunden.

⁴ Ebd., S. 445.

⁵ Hahn, Ulrike; Ramscar, Michael: Introduction: similarity and categorization. In: dies. (Hg.): *Similarity and Categorization*. S. 1-11, hier: S. 3; und Goodman selbst, noch allgemeiner: „Similarity cannot be equated with, or measured in terms of, possession of common characteristics.“ (Nelson, Seven Structures, a. a. O., S. 443).

⁶ „There is a tenacious tradition of thought in philosophy and psychology which assumes that items can bear a categorical relationship to each other only by means of the possession of *common criterial attributes*. [...] [T]he categorical relationship in categories *which do not appear to possess criterial attributes* can be understood in terms of the principle of family resemblance.“ (Rosch, Eleanor; Mervis, Carolyn B.: *Family Resemblances: Studies in the Internal Structure of Categories*. In: *Cognitive Psychology*, Nr. 7 (1975), S. 573-605, hier: S. 603 (Hervorh. H. W.)). Auch Kimmich zitiert diese Stelle (a. a. O., S. 26).

⁷ Wikipedia definiert: „Als Familienähnlichkeit (engl. family resemblance or family likeness, cluster definition) bezeichnet Ludwig Wittgenstein (1889–1951) in seinen Philosophischen Untersuchungen (1953) Eigenschaften von Begriffen, die mit einer taxonomischen Klassifikation (Hierarchische Systematik) nicht hinreichend erfasst werden können, ohne dass sich „der Verstand Beulen holt“ [...]; denn Begriffe können verschwommene, unscharfe Grenzen haben. Als Beispiele nennt Wittgenstein den Begriff der Sprache, den des Spieles und den des Sprachspiels; es gebe keine allgemeinen Merkmale, die für alle Sprachen, Spiele und Sprachspiele gelten würden. Es gibt zwar einige Spiele mit gemeinsamen Merkmalen, die aber wieder mit anderen überhaupt keine Gemeinsamkeiten aufweisen: „Brettspiele, Kartenspiele, Ballspiele, Kampfspiele“ usw. lassen sich nicht taxonomisch klassifizieren, weil sie über so genannte Familienähnlichkeiten miteinander verwandt sind (I 66 f.). Spiele bilden daher eine Familie.“

(Wikipedia (deutsch): Familienähnlichkeit; <https://de.wikipedia.org/wiki/Familien%C3%A4hnlichkeit>).

- Und Wittgenstein selbst: „Betrachte z. B. einmal die Vorgänge, die wir ‚Spiele‘ nennen. Ich meine Brettspiele, Kartenspiele, Ballspiel, Kampfspiele, usw. Was ist allen diesen gemeinsam? - Sag nicht: ‚Es muß ihnen etwas gemeinsam sein, sonst hießen sie nicht ‚Spiele‘;‘ - sondern *schau*, ob ihnen allen etwas gemeinsam ist. [...] Wir sehen ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, die einander übergreifen und kreuzen. Ähnlichkeiten im Großen und Kleinen. [...] Ich kann diese Ähnlichkeiten nicht besser charakterisieren als durch das Wort ‚Familienähnlichkeiten‘; denn so übergreifen und kreuzen sich die verschiedenen Ähnlichkeiten, die zwischen den Gliedern einer Familie bestehen: Wuchs, Gesichtszüge, Augenfarbe, Gang, Temperament, etc. etc. - Und ich werde sagen: die ‚Spiele‘ bilden eine Familie.“ (Wittgenstein, Ludwig: *Philosophische Untersuchungen*. (EV.: 1953), https://wikilivres.org/wiki/Philosophische_Untersuchungen).

⁸ Gamm, Gerhard: *Flucht aus der Kategorie. Die Positivierung des Unbestimmten als Ausgang der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1994, S. 311f. (Zit. nach Kimmich, *Ins Ungefähre*, a. a. O., S. 30).

Dieses veränderte Konzept nun will Kimmich – entschieden – ins Positive wenden:

„Kategorienbildung nach dem Modell der Familienähnlichkeiten muss auf scharfe Abgrenzungen verzichten, also eine gewisse Vagheit der Grenzen in Kauf nehmen. Vagheit selbst rückt dadurch in den Fokus und gilt nicht mehr in erster Linie als zu behebendes Defizit.“⁹ Und es wird deutlich, „dass die Vagheit von Begriffen – wie etwa dem der Ähnlichkeit – neben Problemen auch Potenziale entfaltet.“¹⁰

„Ähnlichkeit gehört zu den Figuren des Kontinuierlichen, des Übergänglichen. Sie bedarf zwar der Markierung von Differenzen, stellt aber nie einen Bruch oder Gegensatz dar. Im Konzept der Ähnlichkeit können Evolution, Wandel und Metamorphose gedacht werden. [...] *Ähnlichkeit ist also ebenso intuitiv wie komplex.*“¹¹

Durchaus provozierend hat Kimmich ihrem Buch deshalb den Titel ‚Ins Ungefähre‘ gegeben. Einerseits ist ihr Projekt, den Begriff der Ähnlichkeit für die Theorie zurückzugewinnen und zu zeigen, dass er für die Kulturwissenschaft unverzichtbar und, wie selbst seine Kritiker zugestehen, „Fundament aller Erkenntnis“ ist;¹² und andererseits will sie das Konzept offenhalten und gegen mechanistische Deutungen schützen.

In der Sache ist dem ausdrücklich zuzustimmen. Gleichzeitig aber scheinen mir die Familienähnlichkeiten Wittgensteins eine wenig belastbare Basis zu sein, und der Übergang zur Intuition an dieser Stelle zu schnell. Zudem würde ich denken, dass es sich primär um einen Unterschied der Perspektive handelt. Denn selbstverständlich ist es, wenn man nach ‚Merkmalen‘ fragt, ein analytischer Blick; und keine Analyse würde behaupten, die Komplexität des Analytierten auszuschöpfen...

Es wäre möglich, dass ‚Merkmale‘ für die Ähnlichkeit auch außerhalb einer mechanistischen Gesamtkonzeption eine Rolle spielen. Mein Vorschlag ist deshalb, an der Frage nach den Merkmalen – zumindest als einem Teilaspekt von Ähnlichkeit – zunächst festzuhalten und zu prüfen, ob es Modelle gibt, die in nicht-mechanistischer Weise nach den Merkmalen und ihrer Rolle für die Ähnlichkeit fragen.

3. Auf dem anderen Pol: die Kognitivisten

Der erste Theorie-Diskurs, der in den Blick kommt, allerdings gehört – fraglos – ins ‚mechanistische‘ Lager. Denn kaum jemand hat sich so eingehend mit Ähnlichkeit beschäftigt wie die kognitivistische Psychologie; und sie ist der halbverborgene Gegner, gegen den alle nicht-mechanistischen Versuche, Ähnlichkeit zu bestimmen, argumentieren.

Die kognitivistische Psychologie hatte keinerlei Zweifel, dass es bei Ähnlichkeit um ‚Merkmale‘ geht. Allerdings fällt ins Auge, dass diese Merkmale völlig unterschiedlich benannt werden, insofern fast synonym von ‚features‘ oder ‚properties‘, von ‚characteristics‘, ‚attributes‘, oder ‚dimensions‘ die Rede ist.¹³

Hintergrund ist die Bindung der kognitivistischen Psychologie an den Computer. Methodisch hat man sich darauf festgelegt, die psychischen Prozesse, die es zu beschreiben gilt, im Rech-

⁹ Kimmich, a. a. O., S. 27.

¹⁰ Ebd., S. 29.

¹¹ Ebd., S. 43 (Hervorh. H. W.).

¹² Ebd., S. 42.

¹³ Beispiel sei Hahn/Ramsar (Introduction, a. a. O.): ‚features‘: S. 3, 4, 6; ‚properties‘: S. 9; ‚attributes‘: S. 5; ‚dimensions‘: S. 9.

ner zu modellieren;¹⁴ und modellieren kann man nur, was man in Variablen und in Algorithmen fassen kann. Features, properties und attributes sind also Variablen/Deskriptoren; und diesen werden (z. T. auf erschütternd schlichte Weise¹⁵) Werte zugewiesen, mit denen man anschließend rechnen kann.

Ähnlichkeit wird als ‘feature overlap’ charakterisiert:

„Categorization is justified by the observation that objects tend to cluster in terms of their attributes. [...] Feature overlap. People notice that a number of objects overlap substantially and proceed to form a category to include these items.”¹⁶

Diese Vorstellung hat man ausgebaut, z. B. um auch Merkmale der *Unterscheidung* einzubeziehen:

„The metric and dimensional assumptions that underlie the geometric representation of similarity are questioned on both theoretical and empirical grounds. A new set-theoretical approach to similarity is developed in which objects are represented as collections of features, and *similarity is described as a featurerematching process*. Specifically, a set of qualitative assumptions is shown to imply the contrast model, which expresses the similarity between objects as a linear combination of the *measures of their common and distinctive features*. Several predictions of the contrast model are tested in studies of similarity with both semantic and perceptual stimuli. The model is used to uncover, analyze, and explain a variety of empirical phenomena such as the role of common and distinctive features, the relations between judgments of similarity and difference, the presence of asymmetric similarities, and the effects of context on judgments of similarity. The contrast model generalizes standard representations of similarity data in terms of clusters and trees. It is also used to analyze the relations of prototypicality and family resemblance.”¹⁷

Und auch die Prototypentheorie Roschs (die ebenfalls zu den kognitivistischen Ansätzen rechnet), ist eine Modifikation solcher Modelle.

„In a prototype model, *similarity can be viewed in geometric terms – the closer together items are in feature-space, the more similar they are*. Thus more typical category members will be closer in space to the prototype, and less typical category members will more distant. Prototype models account well for findings relating to graded typicality, and offer a formal account of why new exemplars that are very prototypical are likely to be judged as being the better examples of a given category than items farther from the prototype.”¹⁸

Im Zitierten wird deutlich, dass es bei den so gefassten ‚Merkmalen‘ immer schon um Variablen geht. Und wenn Ramscar/Port von ‚feature space‘ oder ‚similarity viewed in geometric terms‘ sprechen, dann ist dies nicht einfach eine Metapher. Dies hat den Grund, dass die frag-

¹⁴ ...eine einigermaßen weitreichende Entscheidung, wenn man bedenkt, dass die Psychologie es ursprünglich mit dem Seelenleben zu tun hatte; bereits die Einschränkung auf ‚Kognition‘ aber, die die Kognitivisten im Namen tragen, bereitet diese Verengung vor...

¹⁵ Beispiel sei: Anderson, John R.: The Adaptive Nature of Human Categorization. In: Psychological Review, Vol. 98 (1991), Nr. 3, S. 409-429, hier: S. 415.

¹⁶ Ebd., S. 411. Rahmen ist eine Überlegung zur Kategorienbildung...

¹⁷ Tversky, Amos: Features of Similarity. In: Psychological Review, Vol. 84 (1977), No. 4, s. 327 (Hervorh. H. W.).

¹⁸ Ramscar, Michael; Port, Robert: Categorization (without categories). In: Dabrowska; Eva; Divjak, Dagmar (Hg.): Handbook of Cognitive Linguistics. Berlin/Boston: Mouton De Gruyter 2015, S. 75-99; hier S. 84.

lichen Computermodelle mit der Vektor-Theorie arbeiten; einer Theorie, die zwar mehr als drei Dimensionen kennt, sich insgesamt aber an räumlichen Vorstellungen orientiert. Features oder characteristics werden als Dimensionen eines mehrdimensionalen Vektorraums modelliert, was es möglich macht, *Abstandsmaße* zu rechnen, die dann zum Maßstab für Ähnlichkeit werden.¹⁹

Insgesamt gibt der Computer den Rahmen vor, innerhalb dessen die Kognitivisten die Ähnlichkeit denken. Ob dies tatsächlich noch das trifft, was ein Kulturwissenschaftler für Ähnlichkeit halten – oder an der Ähnlichkeit für interessant halten – würde, steht auf einem anderen Blatt.

Umso wichtiger ist sich zu vergegenwärtigen, dass es ja auch den Kognitivisten letztlich um eine kulturwissenschaftliche Frage geht: Um das Problem, wie innere Vorgänge (psychische Prozesse, mentale Konzepte, ‚mentale Repräsentationen‘²⁰) modelliert werden können, und wie diese mit dem intersubjektiven Raum der Kultur, mit den Kategorien der Wahrnehmung und der Sprache zusammenhängen.²¹ Die Computermodelle sollen dazu beitragen, dieses Wechselverhältnis Schritt für Schritt zu erhellen; und auch wenn man die Modelle und die verwendete Terminologie für inadäquat hält, sollte man nicht ausschließen, dass auch ein geistes- und kulturwissenschaftliches Verständnis der Ähnlichkeit von diesen Überlegungen lernen kann.

4. Goldener Mittelweg?

Ist es also möglich, zwischen den beiden Klippen hindurchzusteuern und einen mittleren Weg zwischen der Intuition und den Algorithmen zu finden?

Hier scheint mir sinnvoll, etwas weiter auszuholen und einige der traditionellen Konzepte heranzuziehen, die es mit Ähnlichkeit und ‚Merkmalen‘ immer schon zu tun haben, aber keineswegs versuchen, diese in Vektormodelle bannen. Der Durchgang durch diese traditionellen Konzepte erfordert etwas Geduld, aber er wird sich rentieren, insofern er die Überlegung auf eine breitere Basis stellt.

5. Prädikation

Eine erste, klassische Antwort auf das Problem der ‚Merkmale‘ gab die Philosophie mit dem Konzept der ‚Prädikation‘, das schon in der Sprachtheorie der Antike entwickelt wurde. Prädikation, sagt Wikipedia,

„ist ein (sprach-)philosophischer Fachbegriff, der [abgeleitet von lateinisch *praedicare*: bekanntmachen, ausrufen bzw. *praedicatio*: Aussage, Bekanntmachung] eine sprachliche Handlung bezeichnet, *durch die einem Gegenstand (Ding, Objekt, Sachverhalt) Eigenschaften zu- oder abgesprochen werden.*“²²

¹⁹ Hier sei daran erinnert, dass Ähnlichkeit in der Geometrie eine ihrer stabilsten Definitionen hat; vgl: Wikipedia (deutsch): Ähnlichkeit (Geometrie); [https://de.wikipedia.org/wiki/%C3%84hnlichkeit_\(Geometrie\)](https://de.wikipedia.org/wiki/%C3%84hnlichkeit_(Geometrie)); gleichzeitig nähert man sich, sobald man Vektor-Algorithmen einsetzt, der Geometrie wieder an.

²⁰ Noch einmal: Der Kognitivismus gehört fachlich zur Psychologie.

²¹ Dass im Amerikanischen viele Begriffe nach beiden Seiten hin schillern, macht die Sache nicht einfacher (so kann am. ‚concept‘ sowohl ein mentales Konzept als auch einen sprachlichen Begriff meinen).

²² Wikipedia (deutsch): Prädikation, <https://de.wikipedia.org/wiki/Pr%C3%A4dikation> , 14. 9. 18 (Hervorh. u. Erg. H. W.).

Prädikation nannte man einerseits den sprachlichen Akt, in dem die Zuweisung der Eigenschaften geschieht;²³ zum zweiten die syntaktische Form, die Subjekt und Prädikat miteinander verbindet; und zwar insbesondere dann, wenn es um definitorische Sätze ging.²⁴ Zum dritten hat man ausgehend von der Prädikation gefragt, ob die ‚Eigenschaften‘ den Dingen selbst oder nur den Worten, den Begriffen, zukommen;²⁵ und weitergehend, worum es sich bei den ‚Eigenschaften‘ eigentlich handelt.

Hier ist zunächst interessant, dass die Eigenschaften im Griechischen *κατηγορήματα*²⁶ hießen, was darauf hinweist, dass die Nennung von Eigenschaften mit der Fähigkeit der Sprache zusammenhängt, *Kategorien* zu bilden, und das heißt, den Wortschatz in unterschiedliche Abstraktionsstufen zu gliedern, was eine Hierarchie, eine Ordnung in Ober- und Unterbegriffe unterstellt. Und hier gibt es einen Übergang zur Logik, insofern man etwa gefragt hat, inwiefern es möglich ist, aus den Eigenschaften eines Oberbegriffs (Tier) auf die der untergeordneten Begriffe (Löwe oder Ziege) zu schließen.²⁷

Zum zweiten hat man ebenfalls bereits in der Antike versucht, akzidentielle von nicht-akzidentiellen Eigenschaften zu trennen.²⁸ Nicht-akzidentiell (essentiell²⁹) wären Eigenschaften, die ein Gegenstand zwingend haben muss, um zu sein, was er ist. Akzidentiell entsprechend wären solche, die der Gegenstand zwar hat, die unter bestimmten Umständen aber wegfallen können.

7. Adjektive

Als zweites hat sich auch die Sprachwissenschaft, wie könnte es anders sein, auf die vielfältigste Weise mit der Frage der ‚Eigenschaften‘ beschäftigt. Hier ist zunächst wichtig, dass die Sprache mit den *Adjektiven* eine Wortform ausgeprägt hat, die nur und ausschließlich dazu dient, bestimmten Eigenschaften einen Namen zu geben. Während Substantive Dinge (oder Klassen von Dingen) bezeichnen, kennen Adjektive eine solche ‚ontologische‘ Entsprechung nicht. Sie können nicht für sich alleine stehen, sondern bezeichnen, was *an den Dingen* beobachtet werden kann. ‚Rot‘ kann sowohl eine Rose als auch das Blut eines geschlachteten Tieres sein. Adjektive also haben die irritierende Eigenheit, dass sie die unterschiedlichsten Dinge miteinander verbinden, ohne Rücksicht darauf, wie tief der Abgrund ist, der diese Dinge inhaltlich trennt. Und diese Fähigkeit, Querverbindungen im Wortschatz zu schaffen, steht in deutlichem Gegensatz zur Annahme einer schlicht-hierarchischen Strukturierung der Sprache.

8. Lexikondefinition

Einen weiteren Zugang zu ‚Eigenschaften‘ liefert das Beispiel der Lexikondefinition. So schreibt Lyons in seinem Standardwerk zur Semantik:

²³ Ebd.

²⁴ ‚Subjekt A ist b, c oder d‘;
- vgl.: Stichwort: Prädikation. In: Ritter, Joachim; Gründer, Karlfried (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 7, Basel 1989, S. 1194-1211.

²⁵ Ebd., S. 1194.

²⁶ Ebd., S. 1195.

²⁷ Vgl. Stichwort Prädikatenkalkül, In: Lyons, John: Semantik. Bd. 1, München 1980, S. 160-167 (EV., am.: 1977).

²⁸ Vgl.: Ritter, Prädikation, a. a. O., S. 1196f.

²⁹ Ebd., S. 1197.

„Man betrachte z. B. die folgende Spezifikation [der Bedeutung] von ‚Walroß‘, die in der Form einer typischen Lexikondefinition gegeben ist: ‚eines von zwei Spezies (Odolenus rosamarus und Odolenus divergens) von großen seehund-ähnlichen arktischen Säugetieren, mit Flossen und langen Stoßzähnen‘.“³⁰

Lexikondefinitionen also rufen Begriffe auf, die sie als bekannt voraussetzen, um den jeweils nicht bekannten Begriff zu definieren; und immer, schreibt Lyons, gehe es darum, die Aufmerksamkeit auf ein oder zwei hervorstechende Merkmale, im Fall der Walrösser die Stoßzähne, zu lenken.³¹

Hier wären Merkmale Auffälligkeiten, und zwar vorrangig solche, die eine Unterscheidung von anderen Dingen erlauben. Und zunächst scheinen diese – wie selbstverständlich – auf die Seite der Dinge selbst zu fallen, so wie sie in der Welt gegeben sind, von der Sprache also unabhängig zu sein, bzw. mit sprachlichen Mitteln nur nachgezeichnet zu werden.

Das Stichwort der Unterscheidung aber weist bereits auf die Sprache und ihre spezifischen Leistungen hin. Hat man doch als eine ihrer augenfälligsten Eigenschaften beschrieben, dass der Wortschatz entlang von Kontrastachsen gegliedert ist; ‚groß‘ steht ‚klein‘ gegenüber, ‚laut‘ ‚leise‘ usf.³² Dies ist Grundlage für die ‚Strukturelle Semantik‘,³³ und allgemeiner für die Fähigkeit der Sprache, die Welt zu gliedern und zu *analysieren*.

Und gleichzeitig ergibt sich hier eine erste Brücke zurück zur Ähnlichkeit, insofern man nur das unterscheiden muss, was ansonsten möglicherweise verwechselbar wäre, was in anderer Hinsicht also *ähnlich* ist. „Oppositionen“, schreibt Lyons lapidar, „werden entlang einer Dimension der Ähnlichkeit gemacht“.³⁴ Dies deutet darauf hin, dass die Frage nach der Ähnlichkeit, das Problem der Eigenschaften oder Merkmale, die Operation des Vergleichens / Unterscheidens und die Sprache tatsächlich systematisch zusammenhängen.³⁵

9. Zwischenüberlegung: Merkmale, Sprache und Ähnlichkeit

Wie aber kann man sich diesen Zusammenhang vorstellen? Dass die Sprachtheorie sich mit dem Problem der ‚Merkmale‘ befasst, dürfte deutlich geworden sein. Aber sind dies notwendig dieselben Merkmale, nach denen wir im Kontext der Ähnlichkeit fragen? Sind Merkmale notwendig Merkmale der Ähnlichkeit? Warum Sprache?

Sprache – das wird in meinen anderen Kapiteln noch wesentlich deutlicher werden – hat es tatsächlich in einer privilegierten Weise mit Ähnlichkeit zu tun, und es scheint mir insofern

³⁰ Lyons, Semantik, Bd. 1, a. a. O., S. 221 (im Original: ...der Denotation...).

³¹ Ebd., S. 222 (Erg. H. W.).

³² Ebd., S. 281-300.

³³ Ebd.

³⁴ Ebd., S. 296.

³⁵ Hampton meint kurioserweise, die Lexikondefinition habe mit Ähnlichkeit nichts zu tun, weil sie stattdessen (!) auf ‚Identität‘ zurückgehe: „Another class of categories which could only tautologically be explained in terms of similarity is the class of concepts with explicit definitions. For example being a ‘triangle’ depends on a small number of explicit criteria, such that only similarity in those respects is relevant to class membership. To say that all triangles are similar to each other in respect of being closed figures having three straight lines for sides, three angles, and internal angles that sum to 180° is to say little more than that all triangles possess all these properties. Similarity reduces to identity. Categories of this kind are clearly not based on similarity, except in a tautological sense. Similarity must mean more than simple identity on a particular dimension or combination of dimensions.” (Hampton, James, A.: The role of similarity in natural categorization. In: Hahn/Ramscar: Similarity and Categorization, a. a. O., S. 14); das Beispiel scheint mir zu zeigen, dass es bezogen auf die Ähnlichkeit auch auf Seiten der Kognitivisten noch einigen Klärungsbedarf gibt....

kein Zufall zu sein, dass, wenn man nach der Ähnlichkeit fragt, immer wieder Sprache und Sprachtheorie in den Blick kommen.

Semantik – sprachliche Bedeutung – konstituiert sich als ein System von *Kategorien*. Worte, Begriffe stehen nicht für ein einzelnes Ding, sondern fassen immer bereits eine Gruppe von Dingen zusammen. Das Beispiel der Dalmatiner, das ich in meinem Kapitel zum ‚Kontext‘ oben besprochen habe, hatte deutlich gemacht, dass ‚Hund‘ oder ‚Dalmatiner‘ Gruppenbezeichnungen sind. Die Wahrnehmung beobachtet Ähnlichkeit, gruppiert Dinge nach Ähnlichkeit, und bildet mehr oder minder kohärente *Schemata* oder Erwartungsstrukturen (‚Hund‘ oder ‚Dalmatiner‘) aus, die die Komplexität der Welt gliedern und es ihr einfacher machen, mit der Komplexität umzugehen. Ein Zeichen, ein Wort, ein Begriff – auch das wurde gesagt – ist insofern eine Art Etikett, das man diesem Wahrnehmungsschema aufklebt und mit dessen Hilfe man ihm Dauer, Stabilität und intersubjektive Geltung verschafft.

Sprache, so kann man insofern summieren, *ist ein System, das Ähnlichkeit organisiert*. Sprache beobachtet Ähnlichkeit und stellt Ähnlichkeiten, die vorangegangene Generationen bereits beobachtet haben, der Gegenwart als ein Kategoriensystem zur Verfügung. Und exakt dies ist der Grund, warum die Merkmale, die die Wahrnehmung von Ähnlichkeit steuern, bereits in der Antike ‚Kategorēmata‘ hießen. All dies, denke ich, ist Grund genug, noch eine Zeitlang bei der Sprache zu bleiben und ein paar weitere der Modelle, die die Sprachtheorie für die ‚Merkmale‘ vorschlägt, zur Kenntnis zu nehmen.

10. Intension

Wenn das Lexikon Merkmale aufzählt, um einen Begriff zu bestimmen, nennt die Linguistik dies eine ‚intensionale‘ Definition; eine ‚extensionale‘ Definition dagegen würde Bedeutung über die Menge aller Exemplare bestimmen, die in die jeweilige Klasse fallen. Die Unterscheidung geht auf Frege zurück; Ramscar/Port referieren:

„A concept’s intension is the *set of attributes* defining its members, while its extension comprises its actual members. Thus the intension of bachelor might include characteristics such as male, unmarried and adult, making its extension the set of male, unmarried adults in the world.”³⁶

Nelson Goodman, Anhänger einer extensionalen Theorie der Bedeutung, weist den Begriff der Intension als sinnlos zurück:

„The inevitable suggestion that we must consider intensional properties seems to me especially fruitless here, for identifying and distinguishing intensional properties is a notoriously slippery matter, and *the idea of measuring similarity or anything else in terms of number of intensional properties need hardly be taken seriously.*”³⁷

11. Komponentenanalyse

Eine weitere Möglichkeit zu klären, worum es sich bei den ‚Eigenschaften‘ möglicherweise handelt, findet sich in der Theorie der Semantik. Hier hat sich mit der sogen. ‚Komponentenanalyse‘ ein Zweig entwickelt, der in eine eigene ‚Merkmalssemantik‘³⁸ mündet. Und auch wenn diese nicht ohne Probleme ist, hat sie den großen Vorzug, dass sie die Frage nun tatsächlich als eine sprachtheoretische behandelt und nicht mehr umstandslos auf die Dinge in

³⁶ Ramscar/Port, *Categories without Categorization*, a. a. O., S. 79 (Hervorh. H. W.).

³⁷ Goodman, *Seven Strictures*, a. a. O., S. 444 (Hervorh. H. W.).

³⁸ Lyons, *Semantik*, Bd. I, a. a. O., S. 327-345.

der Welt, also die Referenten, bezieht. Das Projekt der Komponentenanalyse kennzeichnet Lyons wie folgt:

„Dieser Ansatz zur Beschreibung der Bedeutung von Wörtern und Ausdrücken beruht auf der These, daß die Bedeutung eines jeden Lexems [d. h. Wortes] aufgrund einer Menge allgemeinerer *Bedeutungskomponenten* (oder semantische[r] Merkmale) analysiert werden kann, von denen einige oder alle mehreren verschiedenen Lexemen im Wortschatz angehören. [...]. [D]ie Bedeutungskomponenten (für die es bisher keinen allgemein akzeptierten Terminus gibt) [kann man sich] als atomare und die Bedeutungen bestimmter Lexeme als molekulare Begriffe vorstellen. Man kann z. B. annehmen, daß die Bedeutung von ‚Mann‘ (verstanden als das Komplement von ‚Frau‘ [...]) die atomaren Begriffe ‚männlich‘, ‚erwachsen‘ und ‚menschlich‘ (in dem molekularen Begriff ‚Mann‘) kombiniert.“³⁹

Nahezu alle Aspekte des Zitierten kann man bezweifeln, und Lyons selbst liefert, gleich im Anschluss an seine Darstellung, eine harsche Kritik.⁴⁰ Das hauptsächliche Problem ist, dass der Status der ‚Komponenten‘ vollständig ungeklärt bleibt. So muss der Eindruck entstehen, dass die Komponenten innerhalb der Semantik eine zweite Ebene bilden, die jenseits der manifesten Worte ihren Ort hat; und dies würde letztlich bedeuten, dass sie aus der Sprache quasi herausfallen. Will man dies vermeiden, braucht es ein Modell, das Bedeutungskomponenten (‚Merkmale‘) anerkennt, diese aber so konzipiert, dass sie ihren Ort *innerhalb* der Sprache haben.

12. Netzwerk-Modelle

Ein viertes Theorieangebot findet sich ein weiteres Mal in der Linguistik, dort, wo Bedeutung als *relational* und der Wortschatz als ein *vieldimensionales Netz wechselseitiger Verweise* aufgefasst wird. In seiner Psycholinguistik beschreibt Miller diesen Ansatz so:

„Die Bausteine der Sprache [die Wörter] verfügen definitionsgemäß über eine unendliche Vielzahl von Verbindungen, Assoziationen, Ähnlichkeiten und Verwandtschaften – die sie dadurch, dass die Wörter verwendet werden, ausbilden.“⁴¹

Nimmt man diese Bestimmung ernst, hat sie radikale Konsequenzen für unser Verständnis von Sprache; denn zum einen löst sich die Kategorie der Bedeutung in das Netz der Assoziationen auf: Es ist nicht mehr so, dass Wörter eine Bedeutung ‚haben‘, sondern die Bedeutung eines Wortes *besteht darin*, dass es Verbindungen, Assoziationen, Ähnlichkeiten und Verwandtschaften zu anderen Wörtern hat, dass es – relational – auf andere Begriffe verweist.⁴² „Ein Wort“, sagt Miller, „ist ein etikettiertes (mit einem ‚Label‘ versehenes) Bündel solcher Verbindungen.“⁴³ In dieser Perspektive ist Bedeutung *irreduzibel plural*.

³⁹ Ebd., S. 327 (Hervorh. und Erg. H. W.) (im Original: semantischen).

⁴⁰ Ebd., S. 343-345.

⁴¹ Miller, George A.: Wörter. Streifzüge durch die Psycholinguistik. Heidelberg 1993, S. 109 (Erg. H. W.) (EV., am.: 1991). An anderer Stelle schreibt Miller: „Manche Theoretiker stellen sich Attribute als Dimensionen vor. In diesem Fall definieren die N Attribute eines gegebenen Referenten einen abstrakten N-dimensionalen Raum (einen Hyperraum); jedes einzelne Exemplar kann man sich als einen Punkt in diesem Raum vorstellen, dessen Raumkoordinaten sich aus seiner Ausprägung auf jeder Dimension ergeben.“ (Ebd., S. 226).

⁴² Dies ist Inhalt der sogen. ‚Werttheorie‘ bei de Saussure (de Saussure, Ferdinand: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin 1967, S. 135ff. (EV., frz.: 1916).

⁴³ Miller, Wörter, a. a. O., S. 109.

Die zweite Konsequenz ist, dass sich unter der Hand auch die Frage nach dem Status der ‚Komponenten‘ oder Merkmale neu formiert: Nun ist es müßig, diese auf einer eigenen ‚Ebene‘ und möglicherweise außerhalb der Sprache suchen zu wollen; denn nun sind es Worte – die anderen Worte, und damit die Elemente der Sprache selbst – die als ‚Komponenten‘ oder Merkmale fungieren. In der Überlegung zur Lexikondefinition hatte sich dies bereits angekündigt: Ein Lexikon nutzt Worte (und nichts als Worte), um die Bedeutung eines Wortes zu bestimmen.

Kann es also sein, dass die Merkmale oder Kriterien, an denen Ähnlichkeit sich bemisst, ebenfalls Teil eines Netzwerks sind? Hilft die Vorstellung einer irreduzibel pluralen, netzförmig organisierten Bedeutung, der Frage nach der Ähnlichkeit näher zu kommen?

Ich gebe zu: Der Vorschlag, Sprache in ein Netz, und Bedeutung in einen Plural von Verweisen aufzulösen, mag abstrakt erscheinen; und sicher mehr noch der Versuch, von dort aus quasi rückwärts zu erklären, was ein ‚Merkmal‘, bezogen auf die Ähnlichkeit, ist. Gleichzeitig aber ist der Vorschlag verblüffend anschlussfähig an eine ganze Reihe anderer Konzepte, die ungleich etablierter und vertrauter sind.

13. Assoziationen

Das erste dieser Konzepte ist das der *Assoziation*. Für Miller als einen Psycholinguisten erscheint es selbstverständlich, dass er mit seiner Vorstellung einer netzförmig organisierten Sprache unmittelbar an die Assoziationspsychologie anschließen kann:

„Direkte Nachweise für die Vielfalt und Komplexität semantischer Relationen ergeben sich aus den Wortassoziationstests, einer der ältesten Methoden, mit denen Psychologen lexikalische Felder untersuchen.“⁴⁴

Und schon de Saussure war denselben Weg gegangen, wenn er zwei Arten sprachlicher Relationen unterschied und der Verkettung der Worte im manifesten Syntagma (also z. B. im Satz) die ‚assoziativen‘ Relationen gegenüberstellte, die die Linguistik später ‚paradigmatisch‘ nannte.⁴⁵ Der Begriff der Assoziation hat den Vorzug, mit dem Begriff der Ähnlichkeit eng verbunden und relativ nah an der Alltagserfahrung zu sein; dass der Strom des Bewusstseins assoziativ verläuft und dass unsere Wissensbestände über Assoziationsketten organisiert sind, erscheint plausibel. Und relativ mühelos lassen sich Brücken zur Psychoanalyse⁴⁶ und zu bestimmten Theorien des Gedächtnisses schlagen.⁴⁷

14. Konnotationen

Fast noch wichtiger als der Begriff der Assoziation ist der der *Konnotationen*, und er wird die hier verfolgte Überlegung ein gutes Stück voranbringen. Auch dieser Begriff knüpft unmittelbar an Alltagsvorstellungen an: Jedes Wort der Sprache ist von einer Wolke von Konnotationen umgeben. Wann immer das Wort auftaucht, wird auch das Umfeld dieser Konnotationen mit aktualisiert, Konnotationen *schwingen mit*. Und kulturelle Kompetenz bedeutet, ein möglichst differenziertes Spektrum solcher Konnotationen im Kopf zu haben.

⁴⁴ Ebd., S. 182.

⁴⁵ De Saussure, Grundfragen, a. a. O., S. 147ff.

⁴⁶ Vgl. z. B.: Freud, Sigmund: Die Traumdeutung. In: ders.: Studienausgabe, Bd. 2, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1972, S. 81ff. (EV.: 1900).

⁴⁷ Vgl. z. B.: Miller, Wörter, a. a. O., S. 205ff..

Traditionell hat die Sprachwissenschaft zwischen Konnotation und Denotation unterschieden und die Konnotationen als sekundär, peripher, subjektiv oder ‚weich‘ angesehen. Während ‚Denotation‘ den Kernbereich der Bedeutung bezeichnet, der intersubjektiv verlässlich vorausgesetzt werden kann, bilden Konnotationen das Umfeld von Nebenbedeutungen, die eher individuellen Charakter haben; Denotation als Bedeutungskern gilt als rational, die Konnotationen gehen in die Zone des ‚Emotiven‘, der Wertung und des Gefühls über.⁴⁸

Von diesem traditionellen Konzept allerdings wird man sich lösen müssen, wenn es darum geht, der Frage nach den ‚Merkmalen‘ näher zu kommen; und glücklicherweise gibt es in der Linguistik auch solche Ansätze, die die Konnotationen keineswegs als sekundär betrachten. Diese Linguisten behaupten, dass Bedeutung sich aus *nichts anderem* als aus der Gesamtheit der Konnotationen ergibt. Die skizzierte Hierarchie kehrt sich damit um; die Vielfalt der Konnotationen macht die Bedeutung aus, und was wir ‚Denotation‘ nennen, erscheint als ein Effekt im Zusammenspiel dieser Konnotationen.

Ein so gefasster Begriff der Konnotationen ist von großem Nutzen. Wie der Begriff der Assoziation unterstellt auch er eine *plurale* Bedeutung und passt gut zu dem skizzierten Modell eines Netzes: Wenn Bedeutung in nichts anderem besteht als einem Bündel assoziativer oder konnotativer Verweise, dann kann jeder einzelne dieser Verweise als ein ‚Merkmal‘ fungieren.

Und zudem ist es ausgehend von den ‚Konnotationen‘ ungleich leichter sich vorzustellen, wie Bedeutung überhaupt in die Welt kommen kann. Wie ‚Merkmale‘ prozesshaft entstehen, ist kaum zu erklären; im Fall der Konnotationen ist dies anders: Hier erscheint intuitiv plausibel, dass es der Diskurs selbst ist, in dessen Verlauf sich die Konnotationen *anreichern*. Bedeutung bildet sich, wie Miller oben gesagt hatte, ‚dadurch, dass die Wörter verwendet werden‘, heraus.⁴⁹ Jeder Kontext, in dem das Wort auftritt, wird neue Konnotationen liefern, einen neuen semantischen Umraum, neue Bezüge und neue Assoziationen. Und in jeder dieser Verwendungen, das ist nun die Konsequenz, *schreibt der Kontext in das Netz der Konnotationen zurück*.⁵⁰

Und schließlich entsteht eine veränderte Auffassung auch von der ‚Denotation‘, die Vorstellung nämlich, dass sich in der Pluralität der Konnotationen ein Bedeutungskern in einem Prozess quantitativer Aufhäufung (Redundanzbildung) gleichsam *herauskristallisiert* und *verhärtet*.

Die Frage nach den ‚Merkmalen‘ hat damit einen völlig neuen Rahmen bekommen. Sie erscheint nicht mehr isoliert, sondern eingebettet in die größere, wie Sprache insgesamt funktioniert und wie es zu ‚Bedeutung‘ überhaupt kommt. Wenn die Überlegung also von einer Sonderform, den Adjektiven, ausgegangen war, hat sich die Perspektive deutlich ins Allgemeine verschoben.

15. Andere Medien

Verlassen wir nun die Sprache und gehen zu anderen Medien über. Das Gesagte nämlich macht – unvermutet – einen Sprung von der Linguistik zu den Medienwissenschaften mög-

⁴⁸ Lyons, Semantik, Bd. I, a. a. O., S. 189.

⁴⁹ Vgl. FN 42.

⁵⁰ Allerdings – das wird man mitdenken müssen – mit einem relativ geringen Gewicht. Angesichts der Tatsache, dass es Millionen und Milliarden von Verwendungen gibt, wird der einzelne Kontext, die einzelne Verwendung, einen relativ geringen Einfluss haben; um das Gesagte abzurunden also braucht es die Vorstellung einer quasi-statistischen Konventionalisierung. Eine Vorstellung, die das Eigengewicht des bereits Konventionalisierten anerkennt, und der einzelnen Verwendung dennoch die Kraft einer minimalen Veränderung zugesteht.

lich, denn nun wird denkbar, dass nicht nur Worte ‚Bedeutung‘ haben. *Bündel assoziativer und konnotativer Verweise können sich an nahezu jeden Gegenstand knüpfen*, an materielle Objekte und an Bilder, an einzelne Bildinhalte, sofern es sich um ‚gegenständliche‘ Bilder handelt; an ästhetische Formen und Regularitäten (man denke an Genres), an Rhythmen und an Melodien, und schließlich auch an Zahlen und die formalen Objekte, mit denen Mathematik und Formalsprachen operieren.⁵¹ Dieses Letzte ist besonders bemerkenswert, weil Zahlen und Mathematik üblicherweise ja gerade dementieren, überhaupt ‚Bedeutung‘ zu haben.

Meine Behauptung ist, dass in der Sphäre der Kultur, der Medien und des Symbolischen nichts, aber auch gar nichts der Bedeutung entkommt, auch wenn die Kulturwissenschaft der Achtziger und Neunziger Jahre alles unternommen hat, um diese Kategorie zu dekonstruieren. Es gibt keine Kulturwissenschaft die ohne eine Vorstellung von Bedeutung auskäme, und es gibt keine Theorie der Bedeutung, die nicht auf die eine oder andere Weise mit ‚Merkmalen‘ arbeiten würde.

16. Schluss

Ausgangsfrage war, was man sich unter jenen ‚Merkmalen‘ vorstellen kann, an denen Ähnlichkeit sich bemisst. Und so plausibel die Frage erscheint, so klar ist geworden, dass die Theorie zwar verschiedene Modelle, nicht aber eine bündige Antwort liefert, und der Durchgang durch die linguistischen Ansätze hat gezeigt, dass das Fach an der Frage nach den ‚Merkmalen‘ nach wie vor laboriert.

Unabweisbar allerdings ist, dass ‚Merkmale‘ in die Sprache immer schon eingebaut und für das Funktionieren von Semantik unabdingbar sind. Und ebenso scheint klar, dass diese Merkmale Ähnlichkeit organisieren. Wenn oben also nach einem mittleren Weg zwischen mechanistischen und nicht-mechanistischen Zugängen gefragt wurde, dann ist dieser in den referierten Theorien zumindest vorgebahnt. Dies macht es möglich, einige Folgerungen für die Ähnlichkeit und für die ‚Merkmale‘ zu ziehen.

Die erste wäre die Notwendigkeit, die Ähnlichkeit von der Fixierung auf den Einzelfall, auf die Vorstellung eines einzelnen Vergleichs zu lösen. Wenn man noch einmal bei der Sprache ansetzt, scheint zentral zu sein, dass jede einzelne Ähnlichkeit Teil eines Netzwerks ist. Ähnlichkeit scheint – wie Bedeutung – etwas irreduzibel Plurales zu sein. Die Merkmale, die in der Frage nach der Ähnlichkeit auftauchen, sind nicht ein Randphänomen, sondern sie führen auf den Kern dessen, was wir ‚Sprache‘ nennen, und, noch allgemeiner, auf ein verallgemeinertes Konzept von Bedeutung, das auch andere Medien umgreift. Die Merkmale sind Achsen im Netzwerk der Sprache, Teil jenes umfassenden Systems wechselseitig-relationaler Verweise, als das man die Sprache beschrieben hat. Und Ähnlichkeit und Kontrast/Differenz scheinen die Prinzipien zu sein, nach denen sich dieses Netzwerk artikuliert.

Konkret bedeutet dies, dass jede Ähnlichkeit ihren Ort in einem riesigen System von Ähnlichkeiten und Kontrasten hat. Betrachtet man ein einzelnes ‚Merkmal‘ isoliert also reißt man es aus diesem umfassenden Zusammenhang heraus. Dies kann man – analytisch – tun; wenn man dabei auf Schwierigkeiten stößt allerdings könnte dies eben auch an der Herangehensweise liegen und darauf hindeuten, dass diese ihren Gegenstand zielgerichtet verfehlt.

Und dasselbe scheint mir für die Fragestellung und die Beweiswege der Kognitivisten zu gelten. Wenn die Sprachwissenschaft intensiv darum ringt, überhaupt eine Vorstellung davon

⁵¹ Kein Mensch würde ‘Sneakers’ kaufen, also lieblos-großindustriell gefertigte Schuhe aus Kunststoff, wenn sie nicht mit Sport konnotiert wären, mit dem Sport, den man gleichzeitig nicht macht; und wenn Sport nicht mit Wünschenswertem verbunden würde: Mit Freizeit und einem eleganten, präsenten Körper, mit Schlankheit und Leistung, mit „Design“ und mit der Coolness der schwarzen Straßenkultur. Und niemand ein SUV, wenn es nur das wäre, was es tatsächlich ist.

zu bekommen, worum es sich bei der Sprache, Ähnlichkeit und Bedeutung überhaupt handelt, wenn sie von der Prädikation über Intension, Komponentenanalyse und Merkmalssemantik, Assoziation und Konnotation bis hin zu Netzwerkmodellen immer neue Vorstellungen, Metaphern und Begriffe entwirft, dann ist schlicht nicht zu erwarten, dass die aus der Mathematik entlehnte Vektorrechnung das Problem im Handstreich löst oder auch nur einigermaßen adäquat modelliert. Die Ähnlichkeit lässt den Versuch, sie auf Variablen, numerische Werte und Abstandsmaße zu bringen und dann mit Hilfe von Computerprogrammen zu testen, höhnisch ins Leere laufen.

Die hauptsächliche Schwierigkeit, wie gesagt, besteht darin, überhaupt eine Vorstellung von diesem Netzwerk von Ähnlichkeiten zu bekommen. Und bis auf weiteres wird diese Vorstellung metaphorisch/modellhaft sein; eine natürlich-sprachliche Darstellung aber, denke ich, leistet mehr als ein Vorgehen, das sich vorschnell den Imperativen der Quantifizierung fügt. Zumindest als Kulturwissenschaftler kann man sich mit einer Modellierung auf einer mittleren Höhe bescheiden.

Meine dritte Folgerung geht in eine andere Richtung; denn wenn es nicht gelingt, die Rolle der ‚Merkmale‘ zweifelsfrei zu erweisen, dann könnte dies auch den Grund haben, dass wir, wenn wir Ähnlichkeit feststellen, zwar Merkmale abgleichen, dass sich dieser Prozess aber unterhalb der Schwelle unseres Bewusstseins vollzieht. Eine Möglichkeit, die – dies ist erstaunlich – auch ein in der Wolle gefärbter Kognitivist zumindest für diskutabel hält:

„[O]ur prototype concepts are really just rule-based concepts where the criteria for membership are (1) disjunctive and logically complex, and (2) *implicit and so unavailable to conscious report*.“⁵² „[C]lustering of the world into classes is relatively *automatic*.“⁵³

Nehmen wir noch einmal das Modell der Sprache. Für die Sprache scheint besonders typisch zu sein, dass die Tatsache, dass wir sprechen und Sprache verstehen und mit Bedeutung (Ähnlichkeit und Kontrast) routiniert umzugehen wissen, keineswegs heißt, dass uns die Sprache selbst, und die Mechanismen, die sie möglich machen, transparent wären. Deutlichstes Anzeichen hierfür ist, dass es trotz großer Bemühungen der KI bislang nicht gelungen ist, die ‚natürliche Sprache‘ im Rechner zu simulieren.⁵⁴ Praktische Sprachbeherrschung und die Modellierung (die theoretische Durchdringung) der Sprache also fallen ganz offensichtlich auseinander. Exakt dasselbe nun könnte auch für die Ähnlichkeit allgemein und für die Rolle der ‚Merkmale‘ gelten.

Also doch zurück zur ‚Intuition‘? Ich denke, dass man das Terrain der Intuition schon verlassen hat, wenn man sich mit den genannten Modellentwürfen beschäftigt. Und ebenso scheint es mir möglich zu sein, bestimmte *Mechanismen*, bestimmte Funktionsweisen der Ähnlichkeit aufzuweisen, auch wenn diese nicht in die Beschreibung einer Mechanik münden und nicht im nächsten Schritt schon in Computerprogramme zu übersetzen sind. In meinen Folgekapiteln werde ich einige solcher Mechanismen zeigen.

Hauptergebnis meiner Überlegung zu den ‚Merkmalen‘ ist, dass Ähnlichkeit einen pluralen Charakter hat. Ausgangspunkt war die Vorstellung, dass wer vergleicht und Ähnlichkeit feststellt, die Gegenstände in Merkmale aufspaltet, die ähnlich, und solche, die eben unähnlich

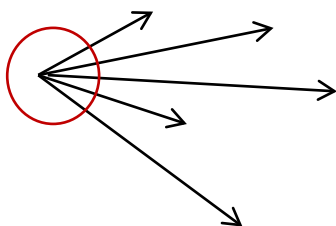
⁵² Hampton, *The role of similarity*, a. a. O., S. 14 (Hervorh. H. W.) (Hampton referiert hier ein Argument von Fodor).

⁵³ Ebd. (Hervorh. H. W.).

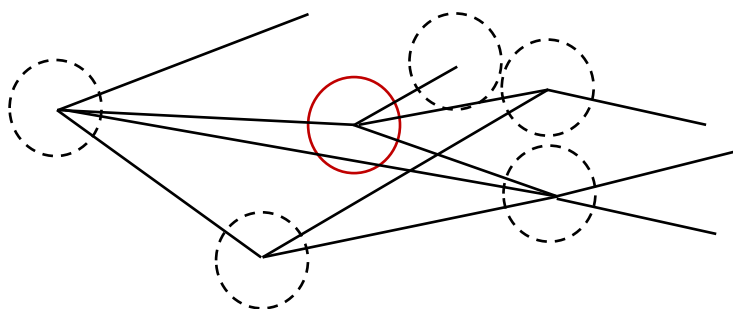
⁵⁴ Obwohl es bei der sogen. Spracherkennung große Fortschritte gegeben hat, ist das Versprechen der KI der Siebziger Jahre, innerhalb weniger Jahre ein algorithmisches Modell der natürlichen Sprache zu entwickeln, bis heute uneingelöst.

sind. *Plural* ist Ähnlichkeit insofern, als sie sich – nach innen – in ‚Merkmale‘ differenziert. Gleichzeitig aber kann man vom Modell der Sprache lernen, dass die Merkmale selbst den Gegenstand überschreiten, insofern differente Gegenstände das gleiche Merkmal teilen können.

Sind die Merkmale also ‚innen‘ oder ‚außen‘? ‚Kleiner‘ oder ‚größer‘ als die Gegenstände, die es zu vergleichen gilt? So paradox dies klingt, ich würde denken: Beides ist der Fall. Die Netzwerkmodelle haben ihre Pointe darin, dass sie sprachliche Bedeutung auflösen in ein Bündel von Verweisen, die auf die anderen sprachlichen Bedeutungen (und auf nichts anderes als diese) zeigen. Auf diese Weise erfüllt das Netz der Sprache tatsächlich das genannte Paradox; sprachliche Bedeutung ist tatsächlich *gleichzeitig* nach innen wie nach außen plural: Nach innen dort, am Knoten, wo das Bündel von Verweisen seinen Ursprung⁵⁵ hat,



nach außen, insofern die Verweise ebenfalls auf Knoten – und auf nichts als Knoten – zielen, auf Elemente also, die selbst ein Bündel von Verweisen – und zwar nichts als dieses – sind.



Nur auf diese Weise ist die beschriebene doppelte Pluralität möglich; nur auf diese Weise können Dinge Merkmale ‚haben‘, die sie gleichzeitig mit anderen Dingen teilen.

Die Pointe der Netzwerk-Vorstellung ist, dass sie die Dinge – die als Dinge doch solide und kompakt erscheinen – *auflost* (und zwar vollständig auflöst) in das Netz ihrer Bezüge. Ähnlichkeit wäre demzufolge nicht etwas, was den Dingen anhängt oder das die Dinge ‚haben‘, sondern es wären die Ähnlichkeit und der Kontrast zu anderen Dingen, die die Dinge allererst konstituieren. Merkmale, Bezüge, Ähnlichkeiten wären – so schwer es ist, sich dies tatsächlich vorzustellen – *primär*. Sie gingen den Dingen (insofern diese Knoten sind) voran.⁵⁶

Die zweite Pointe wäre, dass das Modell des Netzwerks Dinge und Merkmale vollständig gleich behandelt. Und auch dies kann man von den zitierten Sprachmodellen lernen: Innerhalb der Sprache ist es der gleiche Begriff, der über Konnotationen (also andere Begriffe) definiert wird, und der, wenn es gilt andere Begriffe zu definieren, selbst die Funktion einer Konnotation übernimmt.

⁵⁵ Innerhalb eines Netzwerkes kann es selbstverständlich keinen ‚Ursprung‘ geben; Ursprung meint hier, dass aus der Perspektive des einzelnen Knotens (und nur aus dieser Perspektive) die Verweise von diesem Knoten ausgehen, das ‚Bündel‘ der Verweise hier sein Zentrum hat.

⁵⁶ Vilém Flusser hat dasselbe für die Subjekte der Moderne behauptet (ders.: *Ins Universum der technischen Bilder*. Göttingen: European Photography 1985, S. 74-83).

Aber waren Verweise und Netzwerk – der ketzerische Einwand sei erlaubt – nicht gerade das, was die Vektor-Modelle der Kognitivisten zu modellieren versuchten? Ich denke tatsächlich, dass die Grundüberlegung die gleiche ist. Das aber heißt ausdrücklich nicht, dass die *Vorstellung*, das Modell eines Netzwerks zusammenfällt mit seiner mathematischen Operationalisierung. Selbst wenn die Vorstellung selbst plausibel ist, muss ihre Übersetzung in Algorithmen nicht gelingen. Und mehr noch: Die Vorstellung ist so grob und sie lässt so viel offen und ungelöst, dass es fast abstrus erscheint, auf dieser löchrigen Basis Programme zu schreiben.

So wissen wir weder, wie die Sprache (oder das Netz der Ähnlichkeiten) es schaffen, die Verweise – wieder – zu qualifizieren, weil es doch sicher ein Unterschied ist, ob sich ‚Pferd‘ auf ‚Tier‘ bezieht, oder auf Hafer, konnotiert als bevorzugte Nahrung.⁵⁷ Ebenso ungelöst ist die Frage, ob die zweifellos unterschiedlichen Verweisintensitäten tatsächlich in numerische Werte aufgelöst werden können, und es wäre keine Schwierigkeit, weitere solche Probleme zu nennen. Zwischen der modellhaften Grundannahme und den Algorithmen, dies kann man festhalten, klafft eine schmerzliche Kluft.

Und dennoch eben, das war meine These, ist das Modell instruktiv, und deshalb habe ich für eine mittlere Flughöhe zwischen Algorithmen und Intuition plädiert. Die Beschäftigung mit den Merkmalen hat tatsächlich Züge der Ähnlichkeit offengelegt, die sonst schwer zu sehen wären; sie zwingt dazu, anzuerkennen, dass Ähnlichkeit pluralen Charakter hat und dass jede einzelne Ähnlichkeit eingebettet ist in ein System von Ähnlichkeiten, von dem sie nicht (oder nur unter Verlusten) isoliert werden kann. Jede Ähnlichkeit, die ich aktuell betrachte, hat Ausschnitt-Charakter; und die Schwierigkeit ist, dass das Gesamtsystem der Ähnlichkeiten, das also, was ich nicht sehen und nicht kontrollieren kann, den gerade betrachteten Ausschnitt mit bestimmt. Exakt dies macht die Beschäftigung mit den ‚Merkmalen‘ deutlich.

⁵⁷ In der Frage, ob und wie Verweise zu ‚qualifizieren‘ sind, kehrt die Frage nach den Merkmalen gewissermaßen zurück.